

Manfred Höhne

Der namibische
Pfeil

Roman

DeBehr

Table of Contents

Titel

Impressum

Max Dietenhof ...

1.

2.

3.

4.

5. - 20 Jahre später

6.

7.

8.

9.

10.

11.

12.

13.

14.

15.

16.

17.

18.

19.

20.

21.

22.

23.

24.

Vom Autor bisher erschienen

Mehr von Manfred Höhne bei DeBehr

Über den Autor

Manfred Höhne

Der namibische Pfeil

Roman

DeBehr

Copyright: Dr. Manfred Höhne
Herausgeber: Verlag DeBehr, Radeberg
Erstauflage: 2022
ISBN: 9783957539830
Grafiken Copyright by AdobeStock by abarigen0507

Max Diethenof lockerte mit dem Zeigefinger den verschwitzten Kragen und öffnete den oberen Knopf seines Hemdes. Die Krawatte hatte er schon nach Verlassen des Hauses erst gelockert, dann über den Kopf gezogen und in die Tasche seines Sakkos gesteckt. Obwohl die Temperaturen im Herbst schon auf den Winter zugenommen, war er die Kleidung, die er heute trug, nicht gewöhnt. Das Gespräch mit seinem Finanz- und Steuerberater war wider Erwarten gut verlaufen, er würde dieses Jahr in den schwarzen Zahlen landen. Also würde er den Kredit von der Bank bekommen, um das Nachbargrundstück neben seiner Werkstatt zu kaufen. Er würde anbauen und eine Hebebühne aufstellen.

Ihm wäre ein Bier lieber gewesen, statt der Tasse Tee, die ihm die Sekretärin von Dr. Barstedt hingestellt hatte. Er beschloss beim Hinzinger im Bürgerbräu haltzumachen und das Bier oder zwei nachzuholen.

Es war mehr Betrieb auf der Straße als beim Herweg, denn es war die Zeit, in der sich die meisten Bürger der Stadt auf dem Heimweg von ihrer Arbeit befanden. Ein Blinder mit seinem Stock lief auf der Mitte des Bürgersteiges, sodass er zur Gosse ausweichen musste. An der Kreuzung zur Michaelisstraße blockierten drei alte Weiber den Gehsteig. Ihm war unerfindlich, warum die Tratschtanten immer die Kreuzungen der Gehwege in Beschlag nahmen, wenn sie sich trafen und ihr aufgestautes Bedürfnis nach dummen und leeren Sätzen von sich ließen.

Er schob sich grob hindurch und bog in die Michaelisstraße ein, die nach links von der Hauptstraße abgeht. Da stand er vor ihm, wie aus dem Boden gewachsen. Max hatte ihn sofort erkannt, obwohl er ein Regencap mit großer Kapuze

über dem Kopf trug. Er hielt ihm die Armbrust direkt vor das Brustbein und zischte ihm zu:

„Endlich habe ich dich gefunden, du Betrüger, du falscher Lump, du brutaler Dieb.“

Max versuchte die Armbrust mit einem energischen Hieb der linken Hand nach außen zu schlagen, da kam der Schuss. Die Spitze des Pfeiles traf ihn mitten ins Herz. Seine erschrockenen Augen nahmen den Ausdruck von unglaublichem Erstaunen an. Er sank zu Boden und mit ihm sein Traum von Wohlstand.

1.

San Nanyemba war Nama, eigentlich Orlaam Nama, die einmal vom Süden her in Namaland eingedrungen waren und mit ihren besseren Waffen bald die bodenständigen Nama dominierten, und auch den Herero im Norden energischen Widerstand entgegensetzten, ihre Rinderherden auf die mageren Steppenweiden der Nama zu treiben. Er war aber überzeugt zweimal mütterlicherseits Damara zu sein, die nach dem Zustrom der Bantu-Völker aus Zentralafrika gemeinsam mit den San an den Rand der Kalahari verdrängt wurden. Er nannte sich selbst „Morenga“, nach dem Anführer der Nama, die nach dem Aufstand der Herero und deren Vernichtung in der Schlacht am Waterberg und der Vertreibung in die fast wasserlose Omaheke, den Guerillakampf gegen die deutschen Kolonialtruppen an der Seite der Witbooi noch 4 Jahre weiterführten.

Darüber sprach er nicht, denn die Witbooi hatten während der Vernichtung der Herero, wie auch der kämpfenden Nama, noch an der Seite der Deutschen gestanden. Er interessierte sich nicht für Politik, aber dass selbst die Ovambo, deren Familien der Kern der deutschen Kolonialverwaltung waren und später auch den russischen Einfluss im Land förderten, den Vernichtungskrieg gegen sein Volk und die Herero als ersten Völkermord des 19. Jh. bezeichneten, rechnete er ihnen zugute. Und das, obwohl er sich als Nama nicht gleichwertig behandelt sah.

Er liebte sie alle nicht, die schwarzen Kapteine und die weißen Farmer und Minenbesitzer, die die Bodenschätze ausbeuteten. Er liebte nur seine 4 Ziegen und seine Tochter Saara. Sie hatte sich den Namen selbst gegeben, obwohl ihre Mutter Kisha sie Nabedi genannt hatte, was so viel heißt wie „der aufgehende Stern“. Er war auch überhaupt

nicht einverstanden, dass sie nach Windhuk gegangen, Deutsch gelernt und dann in Karibib unterrichtet hatte.

Die deutsche Schule war 1986 geschlossen worden, aber sie war schon vorher zurückgekehrt. Sie hatte die Mutter gepflegt, bis sie gestorben war. Sie hatte gut verdient in Karibib und viel gespart und ließ das Geburtshaus renovieren und ausbauen, sodass es schließlich wieder vier bewohnbare Zimmer und eine Küche hatte. Sie drängte ihren Vater zu ihr zu ziehen, aber der lehnte ab und blieb in seiner Hütte. Mit einem Deutschen wollte er nicht unter einem Dach wohnen und an einem Tisch sitzen. Denn das Schlimmste in seinem Leben war, dass sie einen Mann mitgebracht hatte, keinen Nama, nicht einmal einen Ovambo – einen Weißen! Nicht aus Südafrika, sondern aus dem fernen Europa, und das Schlimmste – einen Deutschen! Damit war er nicht zurechtgekommen. Alle Übel, die das Alter im Leben eines Mannes so mit sich bringt – in der Nacht musste er viermal aufstehen und in einen Eimer pinkeln –, führte er auf diese Entscheidung zurück, die er ein Unglück nannte. Aber sie war schwanger.

„Wie willst du meine Tochter und meinen Enkel ernähren?“, hatte er ihn gefragt.

„Ich bin Automechaniker, ich will eine Werkstatt eröffnen und Autos der Farmer reparieren.“

„Und woher nimmst du die Autos?“, hatte er weiter gefragt. „Hier gibt es mehr Werkstätten als Autos, die man reparieren kann!“

„Aber Traktoren und Landmaschinen gibt es doch, die ich reparieren kann.“

Was sollte Nanyemba darauf antworten?

„Versuch es, wenn es läuft, werde ich euch mit meinen Ersparnissen unterstützen. Hast du denn Werkzeug?“

„Einiges habe ich, aber manches werde ich noch kaufen müssen.“

„Aber zuerst wirst du Nabedi heiraten müssen, nach dem Brauch der Nama, sonst wirst du nie den Respekt und die Achtung der Menschen hier gewinnen. Und vor allem meine Achtung und finanzielle Unterstützung, die ihr jetzt wohl am meisten nötig habt.“

Er richtete eine kleine traditionelle Hochzeit aus und überreichte ihm und Nabedi als sein Hochzeitsgeschenk 4 kleine Steine, die im Licht funkelten, wenn man sie drehte.

„Ich habe sie aufbewahrt. Mein Vater hat sie 1909 im Sand vor Lüderitz gefunden, als alle dahin strömten wie die Goldgräber, um reich zu werden ohne Arbeit. Heute hat ein Weißer aus Südafrika den Deutschen das Land um Lüderitz gestohlen und ein Sperrgebiet errichtet, in dem keiner mehr nach diesen Steinen suchen darf.“

Sam Nanyemba hatte die Steine aus dem Beutel genommen, den ihm sein Vater Amari auf dem Sterbebett gereicht hatte.

„Hüte sie für die Zeiten der Not“, hatte er gesagt, als er starb. Sam hatte sie gehütet und keinen der Steine für eine Erleichterung seines eigenen Lebens ausgegeben. Die gierigen Händler, die wie Heuschrecken über das Land bis hinauf zu den Rant- und Tsarisbergen gezogen waren, um den Tausenden Nama, Herero und Ovambo die Steine abzujagen, die sie oder ihre Väter in der Namib vor Lüderitz gefunden hatten, erteilte er bei jeder Anfrage eine Abfuhr. Auch später, als die Diamantfelder in Kolmannskuppe aufgemacht und die Arbeiter so streng kontrolliert wurden, dass es kaum noch möglich war die Klippkies aus der Mine

zu schmuggeln, standen die Händler vor den Toren der Mine und boten einen Wochenlohn für jeden größeren Stein.

Sein Vater Amari hatte das Bauhandwerk gelernt. Bei den Deutschen bekam man am Ende des Lernens ein Papier, einen Brief, und mehr Geld für die Arbeit. Es wurde viel gebaut damals in Lüderitz und dann auch in Swakopmund. Richtig große Häuser aus Steinen, die sie aus Erde im Feuer brannten. In dieser Zeit hatte er auch die Klippkies gefunden. Schließlich war es ein ganzer Beutel voll, und er musste lernen, ihn zu verstecken. Man konnte niemandem mehr trauen.

Als er nach Swakopmund ging, bekam er noch ein Papier, das ihm sein Boss in Oshiwambo übersetzte. Es war ein Lob für seine Arbeit als Geselle. In Lüderitz hatte er mit 3 Pfennig die Stunde angefangen und bekam nun nach seiner Lehrzeit 5 Pfennige. Viele, die mit ihm auf dem Bau beschäftigt waren, verschwanden zu ihren Familien, wenn sie am Ende des Monats ihren Lohn bekamen.

Amari machte das nicht. Er schlief an seiner Arbeitsstelle in einem Schuppen und war morgens der Erste am Bau. Das hatte alles in dem Papier gestanden. Als er diese Papiere in Swakopmund vorlegte, bekam er sofort die Arbeitsstelle und ein Bett in einem Schuppen mit 5 anderen Maurern. Er bekam 7 Pfennige pro Stunde. Als der neue Boss die Arbeit sah, die er machte, bekam er 8 Pfennige und wurde Polier. Das hieß, er musste die Arbeit von 10 Maurern überwachen und 5 Lehrlinge anlernen. Er bekam ein Zimmerchen für sich allein mit einem Bett, einem Tisch und einer Schüssel zum Waschen. Und alle bekamen zudem eine warme Mahlzeit aus Hirse, Gemüse und Hammelfleisch.

Sam Nanyemba hatte diese Geschichte wohl hundertmal in seinem Leben erzählt, nur seinen Beutel mit den Klippkies hatte er weggelassen. Niemand sollte wissen, dass er ihn

noch hatte und unter den Steinen seiner Hütte versteckt hielt. Weniger erzählte er von den privaten Dingen seines Vaters, weil sie zu privat waren und voller Mühsal – enormen Mühsal, wie er heute erkannte. Der hatte in Swakopmund ein Mädchen kennengelernt, eine Damara, die aber hübsch war in den Augen eines Nama. Sie konnte wunderbar erzählen und er lernte sie lieben.

Er fragte sie, ob sie ihn heiraten wolle. Und sie wollte und führte ihn zu ihrer Mutter, die vom Sticken und Häkeln lebte. Sie beschlossen in das Land ihrer Väter, nach Otjisemba im Damaraland zu ziehen. Es war die weiteste Reise, die sein Vater vom Namaland in das Land der Damara hinter sich gebracht hatte. Wenn sie schliefen, musste einer von ihnen immer wachen, um den Beutel mit Klippkies und die 4 Beutel mit den Silberstücken zu bewachen, die er in deutschen Diensten verdient hatte.

Als sie nach Windhuk kamen, in dem gerade die Hauptstadt um ganze Wohnviertel erweitert wurde und überall Baustellen aus dem Boden wuchsen, nahm er seine Papiere, ging zu einem Bauherrn und wurde mit Ehren empfangen. Er war gleich wieder Polier, bekam 9 Pfennige die Stunde und eine Hütte für sich und die Frauen. Sie blieben ein halbes Jahr und hatten eine gute Beziehung zu der Damara-Gemeinde, in der ihre Hütte stand. So richteten sie eine Hochzeit nach Damara-Art aus. Sie richteten ein Bett für die Mutter her, und schliefen miteinander, während die Mutter vor der offenen Tür ihren Körper im Singsang bewegte, damit es fruchtbar sei und ein Sohn werden würde.

2.

Seine Eltern, so berichtete er, zogen nach Otjiseмба und erwarben die massive Hütte aus Lehmziegeln jenseits der Ortschaft auf der nördlichen Seite des Khan. Das Besondere an der Hütte war, dass sie unter einem gewaltigen Baobab stand, dem einzigen Baum dieser Art hier in Otjiseмба. Seine Mutter gebar ein Mädchen, das nach einem Jahr an einem Fieber starb. Anschließend gebar sie nach einem Jahr einen Sohn – ihn –, den sie mit einem Netz vor den Mücken und dem Fieber schützten.

Sein Vater Amari beschloss ein Steinhaus zu bauen, wie er es gelernt hatte. Die Welt im Namaland hatte sich verändert. In dem großen Krieg der weißen Völker hatten die Engländer die Deutschen verjagt, wie sie vorher schon die Buren-Republiken im Süden besiegt und unterworfen hatten. Im Land hatten sie die Apartheid eingerichtet und es gab eine große Unterdrückung, die schlimmer war, als die unter dem deutschen Kaiser. Dagegen hatte sich die Freiheitsbewegung SWAPO gegründet, die von Angola aus für die nationale Unabhängigkeit kämpfte und 1973 als einzig rechtmäßige Vertretung der Völker Westafrikas von der UNO anerkannt wurde. Amari ging nach Windhuk in sein altes Werk, wo er ein halbes Jahr gearbeitet hatte, und verhandelte um Steine und Kalk für sein Vorhaben. Sie wurden sich einig im Preis, aber nicht einig im Geld.

Der südafrikanische Gouverneur hatte nicht nur die Apartheid, sondern auch den Rand als Währung in Süd-West eingeführt, mit dem alle Waren und Dienstleistungen bezahlt werden mussten. Nur auf den Märkten gab es noch die Deutsche Mark, an die sie gewöhnt waren und der sie mehr vertrauten als der Währung, die ihnen aufgezwungen wurde mit dem Regime, das sie hassten. Als sie endlich

unabhängig von Südafrika wurden, führte Sam Nujoma, der erste SWAPO-Präsident des Landes, den Namibia-Dollar als erste eigene Währung ein, und es gab auch Banken, in denen man sein Geld tauschen und auch aufbewahren lassen konnte. Weniger ungeteilt war seine Entscheidung, das Englische als Nationalsprache einzuführen. Es sei ein Kompromiss zwischen den 3 afrikanischen Hauptsprachen mit ihren 20 Dialekten, dem Afrikaans und dem Deutschen, begründete er diese Entscheidung. Aber die gebildete Oberschicht wusste, dass es einer der Preise für die Unabhängigkeit war. Das Volk sprach weiter Oshivambo und Afrikaans, zuweilen auch Deutsch, aber in den Schulen und Behörden galt nun allein das Englisch.

Aber Amari fand einen Weg für die Bezahlung. Ein Deutscher hatte einen Münzhandel eröffnet, der mehr für die deutsche Silbermark und die ab und an noch vorhandenen Taler bot, als die Banken. So konnte er die gebrannten Ziegel und den Kalk für einen seiner Beutel mit Silberstücken erwerben und bekam obendrein noch 600 verbrannte Steine dazu, die er als untere Reihe beim Bauen verwenden sollte. Nun suchte und fand er einen San, der mit seinem Weib einen Büffelkarren betrieb und mit dem er einig wurde, seine Ziegel nach Otjisemba zu transportieren.

Er hatte Zeit seines Lebens, wenn er mit Freunden am Feuer saß, erzählt, dass sei die schwerste Reise seines Lebens gewesen. Für die etwa 200 km lange Strecke brauchten sie 15 Tage. Von Wasserloch zu Wasserloch, die Büffel mussten unter der Last Unmengen an Wasser trinken. Wenn die unwegsame Strecke auf einen Berg führte, mussten sie einen Teil der Steine abladen und am Weg stapeln und oben am Berg den Wagen vollends entladen und zurückfahren, die Steine aufladen und nach oben bringen. Und dies alles von Hand und manchmal mehrfach an einem Tag. Die Ochsen mussten fressen, wenn sie eine

Stelle mit saftigem Gras fanden, eine Zeit, die das Weib des San nutzte, auf einem Feuer eine Mahlzeit zuzubereiten. Eine Veldkost, wie die Nomaden sie kannten, aus Hirse, Gemüse und luftgetrocknetem Fleisch. Sie stellte dazu ihren Potjie mit seinen eisernen Füßen auf ein dünnes Feuer und sie löffelten die Potjekos, jeder mit seinem langstieligen Löffel, dann gemeinsam aus dem Topf und wärmten sich an dem erlöschenden Feuer. Nachts schliefen sie zu dritt unter einer aus Agavenfasern gewebten Ochsendecke. Manchmal glaubten sie die Büffel würden es nicht schaffen, dann brauchten sie für eine Anhöhe drei Führen. Einmal verweigerten sie ihren Dienst und der San verlangte einen Ruhetag für die Ochsen, die sie in einem schattigen Tal fanden zwischen der Felsenkette, die eine Fortsetzung des Khomas-hochlandes ist.

Nur Wasser gab es dort nicht und der San und sein Weib machten sich mit den Büffeln auf den Weg, Wasser zu finden. Den Rest des Wassers hatten sie aus der großen Zinkwanne, in der sie das Wasser für die Büffel transportierten, in drei Flaschen abgefüllt, die sie ihm mit einer Stange getrockneten Fleisches überließen. Sie blieben 3 Tage und Amari fürchtete schon, dass sie nicht zurückkehren würden. Doch sie kamen zurück. Sie hatten Wasser an einem Zufluss zum Swakop gefunden und brachten auch ihm eine Flasche mit klarem Wasser mit.

Am 13. Tag stießen sie auf einen Zufluss zum Khan, der Wasser führte und zwei Tage später auf den Khan selbst, der ebenfalls voll Wasser war und an dessen östlicher Seite ein schmaler Weg zu den Hütten führte, die ihr Ziel waren. Auf der anderen Seite des Khan brannten schon die Feuer in Otjinsemba und Amari fiel auf die Knie und dankte Gott für die Gnade des überwundenen Weges.

Aluna, sein Weib, bereitete ein opulentes Mahl und berichtete dem San, dass zwei Familien die Absicht hätten,

mit ihm auf seiner Rückkehr nach Windhuk zu reisen, was dieser mit Freude zur Kenntnis nahm. Er schlief mit seinem Weib, wie sie es gewohnt waren, unter ihrer Büffeldecke neben der Hütte und half am nächsten Morgen beim Abladen der Steine. Sie nahmen von Amari die zweite Hälfte des vereinbarten Transportgeldes entgegen, das die San in eine Tasche unter ihre Lendenbekleidung band.

Aber Amari hatte später auch Schönes von dieser Reise zu erzählen. So waren sie einen Tag vor dem Ahnengedenktag der Maharero - Herero - in Okahandja eingetroffen, wo 1904 der Herero-Aufstand begann. Unter den tausenden angereisten Herero fanden sich einige, die sie freundlich empfingen und zu einem Braai einluden, indem sie über dem Grill einen erlegten Kudu brutzelten, zu dem noch eine gewürzte Boerwors dazu kam.

Über das tägliche Essen fand er nie viele Worte. Aber er staunte oft über das Weib des San, die oben auf den Steinen saß, ihrem Mann Halt gebot, vom Wagen stieg und wohlschmeckendes Wildgemüse zupfte und in einem Beutel für die Abendmahlzeit barg. Amari kannte diese Gemüse alle nicht, aber sie schmeckten ihm. Seine Familie war nie nomadisiert und er lernte nun von der Kultur der Völker seines Landes.